

ZEITSCHRIFT
FÜR
NUMISMATIK

HERAUSGEGEBEN VON

J. MENADIER UND K. REGLING

ZWEIUNDVIERZIGSTER BAND

MIT 9 TAFELN

BERLIN
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
1935

Literatur.

Theodor Ulrich, Pietas (pius) als politischer Begriff im römischen Staate bis zum Tode des Kaisers Commodus. 6. Heft der Historischen Untersuchungen, Breslau 1930.

Diese von Kornemann angeregte Abhandlung setzt sich zum Ziel, „zu erforschen, welche politische Bedeutung pius-pietas im Laufe der römischen Geschichte, hauptsächlich in den beiden ersten Jahrhunderten der Kaiserzeit, gehabt hat“. Sie hat das große Verdienst, eine ungemein fruchtbare und weitreichende Frage zum erstenmal zu stellen und zu ihrer Beantwortung ein reiches Material übersichtlich zu ordnen. Nach einer allgemeinen Erörterung über den Inhalt des Begriffs der pietas folgt ein Kapitel über die republikanische Zeit. Die hier geübte Beschränkung auf die natürlich erst spät einsetzenden numismatischen Dokumente hat leider zur Folge, daß ein wichtiger, ja der wichtigste Teil der Aufgabe nicht gelöst wird, nämlich (S. 1) „festzustellen, wie die mit pietas-pius verbundenen Ideen politisch bedeutsam geworden sind, besonders, wie eben dieses pius-pietas als politisches Programm- und Schlagwort in der römischen Geschichte aufgetreten und wirksam geworden ist“. Der nächste Abschnitt „Pietas des Augustus“ erklärt diese in seinem zweiten Teil ganz richtig, aber zu ausschließlich nur aus der pietas des „pius Aeneas“ bei Vergil, während sein erster Teil die Begriffsbestimmung der pietas des augusteischen Ehrenschildes zu ihrem Nachteil in ganz anderen Zusammenhängen sucht, wovor schon die zeitliche Nähe des Schildes zur Aeneis hätte warnen sollen. Die nächsten beiden Abschnitte behandeln die pietas der „nichtmilitärischen Reichsangehörigen der Kaiserzeit“ und „Pietas als Eigenschaft des römischen Heeres“. Dieser letzte Abschnitt hat den Mangel, daß er die Grundlage der pietas des römischen Soldaten ganz übersieht, den Fahneneid und die Heeresreligion, obwohl

den Verfasser seine eigene Erklärung für die Entstehung des Legionstitels *pia-fidelis* (S. 44) hätte darauf hinweisen können. *Pietas* ist von alters her Treue gegen die im Eid als Zeugen angerufenen Götter und steht darum auch von alters her in naher Verbindung gerade mit *fides* (s. Polybius VI 56 und z. B. Plautus Rud. Prol. 11 *pietatem et fidem*). Und die Eidestreue des Soldaten ist ja doch die Brücke zu seiner Kaisertreue. Der letzte Abschnitt der Abhandlung gibt eine chronologisch angeordnete Übersicht über die *pietas* „als politische Tugend der römischen Kaiser nach Augustus“. Dieser Abschnitt ist ein erster Versuch, die politische Bedeutung der *pietas* in der Kaiserzeit darzustellen. Er leidet, besonders bei der Behandlung des ersten Jahrhunderts, an der durchgehenden Beschränkung auf das Wort *pietas* selbst, mit dessen Hilfe wohl eine Wortgeschichte, aber doch keine Geschichte des politischen Begriffs geschrieben werden kann. Vielleicht bei keinem Kaiser zeigt sich dies so deutlich wie bei Tiberius, dieser „*imago antiquitatis*“, der in einer Darstellung der *pietas* als eines bewußten Grundsatzes der Politik eine ganz andere Rolle spielen müßte. Wie Antoninus die vollkommenste und glücklichste Harmonie des Charakters für seinen Beinamen mitbringt, so ist Tiberius, der erste Kaiser, für den der Beiname *Pius* beantragt wurde, geradezu ein tragisches Bild der *pietas*. Denn es ist tragisch, wenn ein Mann mit dieser leidenschaftlichen Pietät gegen die alt-römische Tradition, dieser bewußten, betonten und echten Achtung gegenüber den Bräuchen und Überlieferungen der römischen Religion, dieser wirklich frommen Scheu vor den modischen göttlichen Ehren (*ego me mortalem esse et hominum officia fungi . . . et vos testor et meminisse posteros volo*, Tac. ann. IV 38. *Templa, flamines, sacerdotes decerni sibi prohibuit, etiam statuas atque imagines nisi permittente se poni permisitque ea sola conditione ne inter simulacra deorum sed inter ornamenta aedium ponerentur*, Suet. 26), und nicht zuletzt mit dieser, bis zur Selbstaufopferung gehenden Ehrfurcht und Treue gegenüber Augustus, ebenso in der Zeit, als dieser für ihn Stiefvater und dann Adoptivvater, wie nachher, als er der neu konsekrierte Gott war (*qui omnia facta dictaque eius vice legis observem*, Tac. IV 37, vgl. *neque fas Tiberio infringere dicta eius*, I 77), wenn ein Mann endlich mit solcher Vaterlandsliebe durch seinen eigenen Charakter und die Schuld seiner Umgebung

in eine so unheilvolle Lage gerät, daß bei seinem Tod das zum Segnen und Fluchen immer gleich bereite Volk „die Mutter Erde und die Totengötter anflehte, sie möchten dem Verstorbenen keine Stätte, außer unter den Unfrommen — *inter impios* — vergönnen“ (Suet. 75). Doch das nur nebenbei. Was das zweite Jahrhundert betrifft, so scheint mir am besten die Behandlung der auf die *pietas* innerhalb des Kaiserhauses bezüglichen Münzbilder gelungen. In den Hauptpunkten zutreffend ist auch die Darstellung des Commodus, des „Mehrers der *pietas*“. Nur beweist die Darstellung des opfernden Kaisers mit der Beischrift *PIO IMPERATORI OMNIA FELICIA* (S. 81 Anm. 1) auf dem Medaillon Cob. 412 ff., daß auch die Titulatur Pius Felix aus dem urrömischen Grundsatz „der Römer herrscht, weil er gottesfürchtig ist“ abzuleiten ist, wie er „Mehrer der Frömmigkeit“ wird, weil er „Mehrer des Reichs“ sein will. Zu der Behandlung des Beinamens Pius selbst, also vor allem bei Antoninus, wie überhaupt für die ganze Abhandlung, wäre die Kenntnis des Aufsatzes von Harold Dodd „The cognomen of the emperor Antoninus Pius. Its origin and significance considered in the light of numismatic evidence“, Num. Chron. 1911 S. 6—41, von großem Vorteil und eigentlich unerläßlich gewesen. Die fast durchgehende Beschränkung auf die zwar grundlegenden, aber vielfach überholten französischen Handbücher, die geringe Beachtung der neueren englischen Forschung in den einschlägigen Teilen (so z. B. bei der Behandlung der Münzbilder der republikanischen Zeit) ist überhaupt ein Mangel bei einem Thema, dessen Behandlung sich so weitgehend auf das numismatische Material stützt und stützen muß. Doch Einwendungen in einzelnen Punkten sind zwecklos, wenn über die Hauptpunkte selbst nicht Einigkeit herrscht; sie können und wollen das unleugbare Verdienst des Buches auch nicht schmälern. Zu einigen Hauptpunkten vgl. meinen Aufsatz „*Pietas*“ oben S. 59.

Berlin.

Josef Liegle.

W. Petzsch, Die vorgeschichtlichen Münzfunde Pommerns. Mit 2 Tafeln. Mitteilungen aus der Sammlung vorgeschichtlicher Altertümer der Universität Greifswald. 1931.

In diesem Hefte stellt Petzsch die Funde römischer Münzen und die Hacksilberfunde auf pommerschem Boden zusammen. Er sucht dabei die Arbeitsgrundsätze des Schweden Bolin für ihre

Auswertung nutzbar zu machen. Es sind zwei, einmal, daß Schatzfunde sehr oft bestimmten kriegerischen Ereignissen ihre Vergrabung verdanken, und zweitens, daß die Zeit der Vergrabung nicht mit der Entstehungszeit der Schlußmünzen eines Fundes identisch sein müsse, sondern ganz erheblich später sein könne. Bei meiner Stellungnahme beschränke ich mich auf die Bearbeitung der Hack-silberfunde (man vgl. auch die Besprechung von Schrötters in der Deutschen Literaturzeitung H. 9 1932 S. 417 ff.). Betreffs des 1. Bolinschen Grundsatzes ist es gewiß allgemein richtig, daß eine große Anzahl von Funden kriegerischen Zeitläuften ihr Vorhandensein verdankt, aber zu weit geht es unbedingt, daß P. fast alle Funde und noch dazu mit bestimmten kriegerischen Ereignissen in Verbindung bringen will. Um das zu können, müßte man die Vergrabungsverhältnisse ganz genau von Fundort zu Fundort nachprüfen. Und zu sicheren Ergebnissen wird man auch dann nur unter bestimmten Voraussetzungen kommen, die aber hier keineswegs ohne weiteres gegeben sind. Denn was wissen wir von den Zuständen bei den Slaven! Kann man z. B. wirklich behaupten, daß im 11. Jahrhundert die Verhältnisse in Pommern so ruhig gewesen sind, daß ein Vergraben von Münzen so gut wie ausgeschlossen erscheint und man deshalb die Vergrabungszeit der Funde fast alle in das kriegerische 12. Jahrhundert verlegen muß? Bei der ganzen Frage ist vor allem auch zu bedenken, daß die vorhandenen Münzen nicht immer einzeln als Geld umliefen, sondern von vornherein schatzmäßig aufgehoben wurden. — Sehr vorsichtig muß man mit der 2. Behauptung sein, daß die Münzen ganz erheblich später vergraben sein können, als es ihre Schlußmünzen anzeigen. Auch das kann man wenigstens bei diesen Funden im einzelnen nur in ganz besonders gearteten Fällen sagen, und zwar müssen hier vor allem geographische Gründe mitspielen. Sind Römermünzen an die Ostsee gekommen, so ist ohne weiteres zuzugeben, daß sie hier erst nach längerer Umlaufzeit vergraben sein können. Bei den deutschen Münzen liegt es aber etwas anders, da sie zu einem großen Teile aus der unmittelbaren Nachbarschaft stammen. Die Münzen aus dem Rheinlande werden natürlich eine längere Umlaufzeit vor ihrer Vergrabung durchgemacht haben, als die aus Sachsen stammenden, was man ihnen teilweise auch ansieht.

Die Funde, die Petzsch für eine längere Umlaufszeit anführt, sind nicht beweisend: 1. den Fund von Bärwalde will Petzsch wegen eines Mainzer „Sedisvakanzdenars“ trotz sonstiger älterer Zusammensetzung in das 12. Jahrhundert versetzen. Das geht nicht an, da dieser Pfennig wegen seiner ganzen Mache nur in das letzte Viertel des 11. Jahrhunderts gehören kann, also in die Zeit von 1084—1085, was auch gut zu der übrigen Zusammensetzung des Fundes paßt. 2. Den Fund von Rügenwalde läßt P. 100 Jahre nach seinem Zusammenkommen vergraben sein, weil sich in ihm ein Quedlinburger Brakteat von ca. 1150 befunden hätte. Wer weiß, wie dieses einzelne Stück in den Fund gekommen ist! 3. In dem Funde von Sinzlow fällt der Erfurter Pfennig Adalberts gar nicht so sehr aus der sonstigen Zusammensetzung des Fundes heraus. 4. Auch der Fund von Labenz mit seinen 6(!) Münzen ist keineswegs beweiskräftig für die Behauptung, daß die jüngeren Sachsenpfennige und niederelbischen Agrippiner noch zur Zeit der Herzogsmünzen des 12. Jahrhunderts umgelaufen seien. In keinem der Funde, in dem diese sonst vorkommen, ist irgendeiner von jenen älteren Pfennigen. Und nun sollen sie sogar bis nach 1300 (!) umgelaufen sein. Es ist vielmehr gänzlich abzulehnen, daß Funde auf slavischem Boden noch Jahrhunderte nach der Zeit ihrer Schlußmünzen vergraben seien und daß „mit der slavischen Bevölkerung in Pommern auch die Vorliebe für Hacksilber ausgestorben sein wird, was sich im 14. Jahrhundert (!) vollzogen haben muß“. — Der Fund von Lupow könnte in das 1. Viertel des 12. Jahrhunderts gehören, aber keineswegs irgendwie später. In derselben Zeit mögen auch die niederelbischen Agrippiner geprägt sein, die im Funde von Prenzlau aber mit erheblich älteren Münzen zusammen waren.

P. möchte das Abbrechen der Funde um 1100 mit der Zerstörung von Jumne 1095 in Zusammenhang bringen. Das ist keineswegs richtig. Dann müßte ja dieses Ereignis für sämtliche Hacksilberfunde in Osteuropa maßgebend gewesen sein, die ebenfalls alle um diese Zeit abbrechen. Diese Tatsache erklärt sich vielmehr einmal daraus, daß in Deutschland nach 1100 die sog. Dünnpfennige geprägt wurden, die wegen ihrer Zerbrechlichkeit nicht transportfähig waren, dann aus der Aufnahme eigener Prägung in slavischen Gebieten und drittens aus der Tatsache, daß seit etwa

1100 wirklich die ganze östliche Grenze zum Kriegsgebiet geworden war.

Trotz dieser grundsätzlichen Bedenken gegen die Arbeitsergebnisse von Petzsch ist die Arbeit als solche zu begrüßen, da sie ein weiterer Baustein zu der größeren ist, sämtliche Funde deutscher Münzen des 10.—12. Jahrhunderts auf slavischem Boden zusammenfassend zu behandeln, was Bauer vor kurzem schon für die russischen Funde in der Zeitschrift für Numismatik getan hat.

Berlin.

Arthur Suhle.

Numismatic notes and monographs.

No. 52: Oscar Ravel, Corinthian hoards (Corinth and Arta). New York 1932. 27 S. 3 Taf. Ein korinthischer Fund umfaßte 36 Münzen von Korinth: 2 Obolen mit Pegasos, Rs. Swastika, 3 archaische Stateren mit Athenakopf, 28 Diobolen mit Pferdekopf, Rs. Δ , 3 Trihemiobolen mit Helm, Rs. τ , die man bisher nach Tegea gab, die aber ausweislich dieses Schatzes auch von Korinth sein müssen; vergraben um 470/60 v. Chr. Der andere Fund, aus Arta (Ambracia), umfaßte Stateren und Drachmen im Pegasostypus meist spätesten Stiles von Korinth, Leukas, Anaktorion, den Akarnanen, einen Halbstater eigenen Typus' der Akarnanen (sitzender Apollon) und über 30 Tetrobolen Philipps II., diese allerdings meist postume Prägungen, und lehrt, daß diese spätesten Reihen von Korinth am Ende des 4. Jh., nach R. etwa 319 bis 310 v. Ch. geprägt sind, nicht bis tief ins 3. Jh. hinein, sowie daß der stempelfrische Akarnanen-Halbstater auch nicht viel später ist.

No. 53: Jean B. Cammann, The symbols on staters of Corinthian type (a catalogue). New York 1932. 130 S. 14 Tafeln. Die Schrift macht gewiß keinen Anspruch auf „hohe Wissenschaftlichkeit“, erfüllt aber einen höchst praktischen Zweck: es ist eine Zusammenstellung der Beizeichen auf den Pegasosstateren von Korinth und den Städten seiner Interessensphäre, siehe Karte S. 22/3 und alphabetische Liste der Städte S. 25, genommen aus den gebräuchlichsten Nachschlagewerken, einigen Katalogen und 6 Privatsammlungen in den USA. (die Berliner, etwa 1158 Pegasi, sind leider nicht verwertet); vorauf geht eine kurze alphabetische Liste der

Beizeichen, dann ein „greek-english vocabulary“ mit der Erklärung der gebräuchlichsten Fachausdrücke, dann ein Verzeichnis der Städte mit den auf deren Pegasi vorkommenden Beizeichen (ich vermisste aber hier die Epeiroten, Eryx, Mesma, Terina, die Lukaner und Herakleia in Lukanien, siehe R. E. XI S. 1399), worauf denn S. 26—127 das eigentliche alphabetische Verzeichnis der Beizeichen folgt mit Angabe der Richtung des Athenakopfs, der Stellung des oder der Beizeichen und Buchstaben dazu, und auch die wenigen Beizeichen, die etwa auf den Vs. (also beim Pegasos) vorkommen, sind in besonderer Weise mit angegeben. Unersättlich, wie ich bei einem so praktischen Nachschlagebuche bin, hätte ich gern auch noch die Richtung und Haltung des Pegasos dazu angegeben gewünscht. Aber das Büchlein ist auch so schon ein sehr bequemes Repertorium. Die Tafeln, meist nach Originalen gemacht (s. S. 2—3), wirken durch deren starke Reflexe oft unruhig.

Berlin-Charlottenburg.

Kurt Regling.

The Quarterly of the department of antiquities in Palestine, Volume I Nr. 4 und Volume II No. 1. Jedes Heft 5 engl. Schillinge.

In Vol. I 4 ist kein numismatischer Aufsatz; II 1 beginnt mit einem solchen von C. Lambert, *Egypto-arabian, phoenician and other coins of the fourth century found in Palestine*, 10 S. und 1 Tafel, in leichter Vergrößerung, der einen Schatzfund (wirklich?) von kleinen Silbermünzen aus der Umgegend von Gezer behandelt: athenische, sidonische, tyrische Münzbilder und Abwandlungen von diesen wiegen vor, dazu Proben der sog. ägypto-arabischen und philisto-arabischen Reihen; 2 Kupfermünzen Alexanders des Großen haben gewiß nicht dazugehört.

Berlin-Charlottenburg.

Kurt Regling.

Sylloge nummorum Graecorum. Volume I Part. I: The collection of capt. E. G. Spencer-Churchill . . ., the Salting collection in the Victoria and Albert museum. London, published for the British academy by H. Milford, Oxford 1931. 8 Tafeln mit 8 Vorsatzblättern. Folio. 7 sh. 6 d.

Aus der Vorrede geht hervor, daß die British Academy nach dem Muster des *corpus vasorum* eine Veröffentlichung der wich-

tigsten in den englischen Sammlungen liegenden griechischen Münzen in Lichtdruck mit ganz kurzem Text plant; sechs solche Hefte wie das vorliegende sollen immer einen Band bilden. Die Grundsätze der Auswahl werden nicht mitgeteilt und ich kenne die beiden Sammlungen, mit denen hier der Anfang gemacht ist, nicht, so daß ich darüber kein Urteil habe; aber wir dürfen von E. S. G. Robinson, der nach der Vorrede den Text geschrieben hat, und G. F. Hill, der als Mitglied der British Academy doch wohl seine Hand über das Unternehmen hält, überzeugt sein, daß sie die wissenschaftlich und künstlerisch wichtigsten Stücke gewählt haben. Völlig neu scheint mir nur der Typus von VI 184. Interessant ist die verschiedene Zusammensetzung: Herr Spencer-Churchill, der Sammler der Jetztzeit — ein Teil seiner Sammlung ist inzwischen im Kat. Naville XIII schon wieder versteigert worden — bevorzugt das 6.—4. Jahrh. v. Chr., Taf. 1—6, aus der Sammlung des einer älteren Generation an gehörigen Herrn Salting, der seine herrliche Renaissancesammlung dem South-Kensington-Museum schon vor Jahrzehnten in echt englischer Hochherzigkeit vermacht hat — daß auch griechische Münzen dabei waren, wußte ich nicht, — werden auf Taf. 7. 8 nur die heute minder beliebten hellenistischen Münzen beige-steuert.

Die Tafeln sind meist vorzüglich (Abb. IV 98 Vs. steht schief, VIII 41 Vs. hat einen großen weißen Fleck); der Text gibt fast stets nur den Stadtnamen, die Stempelstellung und das Gewicht, ganz selten eine Erklärung der Beizeichen oder die Lesung eines Beamtennamens, nur 'mal etwas über die Herkunft, Graffiti, Gegenstempel oder Überprägung u. dgl.; daß dafür die Vs. von 8 Folio-Blättern des teuren Kunstdruckpapieres — die Rs. ist jeweils ganz leer gelassen — verwendet werden, ist eine arge Verschwendung und damit eine Verteuerung des Buches; ich kann z. B. nach der Abb. V 131 das Monogramm und das Beizeichen nicht benennen, ebensowenig das Beizeichen auf 193 Rs. rechts, und auf 137 weiß ich auch nur aus anderen Exemplaren, daß ΔI über dem Kopfe der Nymphe steht u. dgl.; es sind also Beispiele genug, die etwas mehr Text erforderlich gemacht hätten. — V 124, Skione, war uns vor 1914 einmal angeboten; wir haben es für falsch gehalten.

Berlin-Charlottenburg.

Kurt Regling.

Dr. Victor Katz, Die erzgebirgische Prägemedaille des XVI. Jahrhunderts. 292 S., 118 Textabbildungen, 72 Lichtdrucktafeln 4^o. Prag o. J. (1932).

Erforschung und Darstellung der deutschen Medaillengeschichte des 16. Jahrh. haben sich bis vor wenigen Jahren um die Gußmedaille gedreht, in der Tat dem künstlerisch lohnenderen Zweige, der zudem vornehmlich durch eine Fülle von Künstlersignaturen der Forschung ein festes Rückgrat bietet. So folgte auf den bahnbrechenden Versuch von Erman (1884) das vorläufige Verzeichnis von Habich im Jahre 1916 und es ist jetzt sein endgültiges Korpus, Die deutschen Schaumünzen des XVI. Jahrhunderts, mitten im Erscheinen; daneben standen und stehen in den letzten 50 Jahren Einzelaufsätze über die deutsche Großmedaille des 16. Jahrh. in fast allen großen Kunst-, Museums- und Münzzeit-schriften. Die Prägemedaille ist zwar weder von Erman noch von Habich ganz ausgelassen, aber doch nur nebenbei herangezogen worden; es ist ja auch ohne weiteres klar, daß das Prägen in erster Reihe eine handwerkliche Technik ist, bei der die Stufe einer hohen Kunst nur selten erreicht wird; zudem wird die künstlerische Erforschung der Prägemedaille sehr erschwert durch die Seltenheit der Signaturen, durch die Häufigkeit der Entlehnung der Bilder von anderswoher und ferner durch die Dauerhaftigkeit der Prägegerätschaften, der Stempel oder mindestens der Punzen, die sich von Geschlecht zu Geschlecht vererben können. So spielt hier eine höchst nüchterne Aktenforschung zur Ermittlung der einzelnen Künstlerpersönlichkeit die Hauptrolle; von den in Katz' Buche behandelten Meistern sind die Namen des Wolf Milicz, Nickel Milicz und Zacharias Kempf, die mehr als ein Drittel des Werkes füllen, überhaupt nur aktenmäßig bekannt, sie haben ihre Werke nicht einmal mit einem Anfangsbuchstaben oder Monogramm bezeichnet! Und weiterer Aufschluß ist auch nur durch Aktenfunde zu erwarten, wie denn im Nachtrag S. 258 bis 260 über den meistumstrittenen der hier behandelten Stempel-schneider Hieronymus Magdeburger schon wieder neue wichtige Daten gewonnen sind. Aus diesen Gründen erklärt sich die mindere Beliebtheit der Prägemedaille ohne weiteres. In den letzten Jahren ist hier eine deutliche Besserung zu bemerken, veranlaßt doch wohl meist durch die Vorarbeiten zu Habichs

Korpus der Gußmedaille. Nachdem schon seit den 80 er Jahren der fleißige, aber unkritische und oft skrupellose (ein Beispiel: S. 113 Anm. 1) Fiala bei der Katalogisierung der Sammlung Donebauer und der Wiener Stempelsammlung allerhand geleistet hatte, auch die Verfasser der Kataloge der an Prägemedaillen reichen Sammlungen Erbstein, Löbbecke, Lanna usw. einiges beigetragen hatten, nachdem E. W. Braun in dem Nachweis des Concz Welez als des hinter der noch verhältnismäßig häufigen Signatur CW steckenden Künstlers einen wegbereitenden Hinweis gegeben hatte, haben wir in den letzten Jahren mehrere ein Teilgebiet der deutschen Prägemedaille des 16. Jahrh. vorläufig abschließende Werke erscheinen sehen: von Günther Probszt das Werk Über die geprägten Schaumünzen Innerösterreichs als ersten Band einer Reihe, die sich die Darstellung der Prägemedaille in Österreich zum Ziel setzt, von L. Huszar eine Arbeit über die Kremnitzer Stempelschneider in Numizmatikai Közlöny 1928/9 S. 72 ff. Taf. XI—XVI (ungarisch), von Katz seine Arbeit gleichen Inhaltes in Num. časopis československy 5, 1929 S. 139 ff. Taf. I—V (leider tschesisch geschrieben und daher wie die von Huszar für 95 % aller Medailleninteressenten unverständlich; ein kurzer deutscher Auszug steht in N. Z. 63, 1930 S. 109 ff.) und nunmehr nach vielfachen Vorarbeiten im Časopis und in den Berliner Münzblättern das hier in Rede stehende Werk über die erzgebirgische, die sog. Joachimsthaler Prägemedaille.

Das Werk umfaßt natürlich gleichmäßig die Personenmedaille (und zwar sowohl die auf Fürsten, meist von Sachsen und Österreich, wie die auf Private) und die Medaille ohne Bezug auf eine Person; von dieser bezieht sich die große Mehrzahl auf die Religion, und zwar der Gegend der Entstehung gemäß stets vom protestantischen Standpunkte aus gesehen, daher auch das A. T. fast gleichwertig dem N. T. erscheint, einige wenige auf antike Stoffe (Romulus, Lucretia, M. Curtius usw.); sonst kommen noch Medaillen mit Allegorien auf den Tod vor (vgl. Register S. 267; das schöne Buch von F. P. Weber, Aspects of death usw., 4. Aufl. London 1922 hätte hier mit Vorteil benutzt werden können), sowie ein paar anderweitige „moralische“ Medaillen, Rechenpfennige u. dgl.

Für die Herkunft aus dem Erzgebirge gibt es kein allgemein gültiges und leicht erkennbares Merkmal; ihre Trennung

z. B. von den Kremnitzern beruht vornehmlich auf zwei ganz verschiedenen Formen der in Wien erhaltenen Stempel (vgl. N. Z. 63, S. 109 unten)! Der Hauptanhaltspunkt für die Ausscheidung der Joachimsthaler Medaillen ist ein Verzeichnis von Stempeln, S. 141 ff., zu 52 meist religiösen Medaillen, die 1824 von Prag nach Wien — wo sie heute noch sind — abgegeben worden sind und sich urkundlich bis auf ihren Ankauf 1612 von Daniel Jahn, der der vierte Nachkomme des Joachimsthaler Graveurs Wolf Milicz, S. 144 ff., war, zurückverfolgen lassen; so sind eine gewisse Anzahl Stempel als einst dieser Stempelschneiderfamilie gehörig festgelegt, an die sich dann andere Stücke durch Koppelungen, Punzen- oder Stempelgleichheit auf der einen Seite und endlich durch den Stil, z. B. die Interpunktionszeichen, anschließen. Da Wolf Milicz, urkundlich von 1539—1545 nachweisbar, nach dem Stil 1533—1544 arbeitet, kommen wir damit schon ganz in den Beginn der Joachimsthaler Medaille. Früher als er fallen namentlich einige „Pesttaler“, viele davon mit den Zeichen von Joachimsthaler, Schneeberger, Annaberger, Freiburger Münzmeistern, andere unsigniert, und bei mehreren Entstehung im Erzgebirge fraglich, dann das stets signierte Werk des CE (Fialas „David Enderlein“) und vor allem die Stücke mit der Signatur H = Hieronymus Magdeburger nebst den stilistisch zugehörigen; das S. 51 ff. hierüber Vorgetragene wird aber durch das auf S. 241/45 Gesagte — H vielmehr = Hieronymus Dietrich?? — erschüttert, ein Zeichen, wie so vieles in dem ganzen Gebäude noch höchst unsicher ist! Endlich fällt auch Concz Welez' Arbeit (S. 113 ff.), die sich um die CW signierten Stücke gruppiert, z. T. noch vor Wolf Milicz. — Wolf Milicz' Sohn und Nachfolger Nickel Milicz arbeitet von 1544 bis etwa 1570, S. 156 ff.; er ist meist nur an seinen Interpunktionszeichen und später dem rückläufigen N kenntlich; hier wird künftige Forschung wohl noch manches Stück ausscheiden, und das Gleiche gilt für Zacharias Kempf, S. 227 ff., dem Katz die Medaillen von etwa 1575—1601 gibt. Zu diesen Hauptmeistern stellen sich dann eine Anzahl „Monogrammisten“ wie AS S. 102, DS S. 248 (HS S. 250 halte ich nicht für eine Signatur, ebensowenig wie das SH auf No. 544), denen meist nur die wenigen signierten nebst hie und da ein unsigniertes Stück zugeschrieben werden, sowie ein Paar nach sachlichen Dingen benannte

Meister, unter denen der „Meister der Spitalspfennige“ S. 92 ff. frageweise mit einem schon von Bode 1847 genannten Melchior Peuerlein identifiziert wird (aber No. 153 XX 3 fällt doch stilistisch aus dieser Reihe ganz heraus!). — Kann man so auch nicht sagen, daß das ganze Arbeitsfeld nun im wesentlichen aufgeteilt sei, bleiben auch jetzt vielmehr noch manche Striche zu beackern, so ist doch ein Gebiet, das früher fast wüst und leer war, zum erstenmal von Katz durchgehend vermessen und „kartiert“.

Innerhalb desselben Künstlers gehen die Medaillen mit Personenbildnissen voran, es folgen die mit biblischen usw. Darstellungen, jedesmal die datierten voran, dann die undatierten, innerhalb deren wieder ich aber z. B. bei Nickel Milicz No. 405 ff. kein Abfolgeprinzip erkennen kann.

Überblickt man das Ganze, so ist die auffälligste Erscheinung die häufige Wiederkehr entweder ganz derselben Medaille mit kleinen Veränderungen an Schrift oder Bild, neuer Jahreszahl, neuaufgelöteten Verzierungen, vgl. No. 111 mit 110, 141 mit 139, 215 Anm., 225 Anm. — ein Teil von diesen sind spätere Nachgüsse (vgl. S. 22/3 und 38) nach den Prägemedaillen, z. T. mit den Beschauezeichen des Schneeberger Goldschmiedes David Freitag, s. S. 269 — oder möglichst genau nachgeschnittener Stücke (eines von 1639: No. 215); natürlich erschwert das die Zuteilung an die verschiedenen Hände sehr.

Zu loben ist die Sorgfalt, mit der den Vorlagen zu den Bildern der Medaillen nachgegangen wird, seien es andere, meist Guß-Medaillen, seien es — selten genug — deutsche oder italienische Plaketten, seien es, und das ist der häufigste Fall, graphische Vorlagen, die dann, nach dem Vorgang des Riechmann-Kataloges XVIII, in dankenswerter Weise abgebildet werden; zum Teil werden dabei die unter den Vorlagen stehenden Textstellen mit übernommen, z. B. No. 336, 379, 410. — Zuweilen hätte man gern etwas ausführlichere Beschreibungen und auch Erläuterungen der Inschriften; zu No. 36 mußte z. B. das Zitat aus Menadier (Schau-münzen No. 557: Berlin!) stehen; auf No. 219 verstehe ich die Rs.-Inscription nicht; auf No. 347 tragen die Gestalten den Globus nicht, sondern strecken nur die Hände zu Christus empor; auf S. 113 Anm. 1 und bei No. 192/93 und öfter fehlt der Jahrgang des Veštnik; No. 337 ist doch das Bildnis Abrahams, nicht

Ferdinands I. auf der Vs.; No. 212: die Rs. ist in Berlin mit einer Taufinschrift auf „Jakobina Hermoni“ auf tiefliegender Rundleiste um das Wappen eines Ludwig Horman als anderer Seite; No. 551 ist sicher die von Katz im Časopis V S. 151 No. 17 publizierte Kremnitzer Medaille, deren Inschriften im Kat. Cahn nur abgekürzt wiedergegeben sind; für ein paar andere Stücke gebe ich hier kleine Berichtigungen von Einzelheiten der Aufschrift, wie sie die Abbildungen erkennen lassen, meist unterstützt von Berliner Originalen: 135 *rufende*, nicht *Rufer de*; 142 *vi*, nicht *vir*; 217 lies *wurcel*, *geleg Es(aias)*, *heinthe*; 247 *soleo*; 306 *decimo*; 350 *des*, *perimus*; 381 *est* und ein Ringel, nicht *esto*, wie die Abb. Taf. LXVI 3 lehrt; 399 *perimus*.

Übertriebener Nationalismus spricht aus den tschechischen Ortsnamen, oft genug ohne die dem Mitteleuropäer allein geläufige deutsche Übertragung: Praha statt Prag, Opava statt Troppau, Kremnica statt Kremnitz, Olomouc = Olmütz, Kroměříč = Kremsier (No. 244), alles in einem deutschen Buche! Und würde Katz in einem französischen Buche auch København statt „Copenhagen“ sagen (No. 14)?

Die Register sind recht ausführlich (S. 261—292), was das Auffinden einer Medaille sehr erleichtert, das sonst so gut wie unmöglich wäre.

Die Tafeln sind teils nach Gipsabgüssen, teils nach Photogrammen gemacht und daher oft uneinheitlich, Taf. 25, 47 und 63 z. B. ziemlich unklar.

Berlin-Charlottenburg.

Kurt Regling.

Nachrufe.

J. H. Mordtmann †.

Am 4. Juli 1932 verschied zu Berlin der Generalkonsul im Ruhestande Prof. Dr. Johannes Heinrich Mordtmann, ein Mann, der zwar über Münzen selbst, soviel ich weiß, nur einmal etwas veröffentlicht hat (Wiener N. Z. 12 S. 289 ff. „Neue himjarische Münzen“), aber für antike Münzen ein ausgezeichnetes Verständnis und über orientalische Münzen ein fast unerschöpfliches Wissen besaß. Geboren war er am 11. September 1852 in Konstantinopel als jüngster Sohn des damaligen hanseatischen Geschäftsträgers an der Pforte Andreas David Mordtmann (1811—1879), der selbst einst die Grundlagen der sassanidischen Münzkunde mit hat legen helfen (Z. D. M. G. VIII 1853, XII 1858, XIX 1865) und auch sonst auf dem Grenzgebiete zwischen antiken und orientalischen Münzen viel gearbeitet hat, auch in unserer Zeitschrift (Bd. 3, 4, 7) und der Wiener N. Z. (Band 10); auch über byzantinische Bleisiegel hat er — oder der ältere Sohn? — wertvolle Aufsätze geschrieben, vgl. Schlumberger, Sigillogr. byz. S. 2; siehe über ihn den Nachruf in Z. f. N. VIII S. 146/8 und die Einleitung, die F. Babinger seiner Ausgabe der gesammelten Skizzen und Reisebriefe Mordtmanns aus Kleinasien unter dem Titel „Anatolien“, Hannover 1925, voraufgeschickt hat, S. VII ff., wo auch über die Vorfahren gehandelt und eine Bibliographie von A. D. Mordtmann S. XXI ff. gegeben wird; aus ihr ist ersichtlich, ein wie vielseitiger Gelehrter, gleichermaßen als Orientalist, Historiker, Geograph, Ethnologe und Numismatiker literarisch tätig, er gewesen ist. Diese seine Vielseitigkeit vererbte sich auf seine Söhne, deren ältester, wie der Vater Andreas David heißen (1837—1912), dem Berufe nach Arzt, nebenher eine reiche literarische Tätigkeit besonders auf dem Gebiete der Stadtgeschichte Konstantinopels entfaltete, während der jüngste Sohn, eben unser J. H. Mordtmann, das geschichtlich-philologische Studium sogar zum Lebensberufe erkor. Er besuchte

das berühmte Johanneum in Hamburg von 1861—1871, studierte dann in Bonn, Leipzig und Berlin und wurde mit einer Arbeit „Marmora Ancyraua“ in Berlin am 13. August 1874 zum Dr. phil. promoviert; sie erklärte eine Anzahl griechischer Steininschriften aus Ankyra, die der Vater 1858 und 1859, das zweitemal im Auftrage der Berliner Akademie dort zur Herstellung einer neuen Abschrift des Monumentum Ancyranum tätig, abgeschrieben hatte; interessant ist der resignierte Satz seiner Vita dort S. 40: *literarum orientalium cum Romanarum et Graecarum studio coniungere ausus excidi ausis*. Er hat dann schließlich doch von einem philologischen Lebensberuf Abstand genommen und ist in den Kolonialdienst eingetreten. So war er an 40 Jahre in der alten Türkei tätig, insbesondere in Saloniki und Smyrna, seit 1910 dann an der Botschaft in Konstantinopel. Er hat so aber nicht nur praktische Islamkunde getrieben, sondern auch theoretisch die Sprache, Kultur und Literatur der in der Türkei lebenden Völker weiter studiert, Inschriften, die sich ihm darboten, abgeschrieben und veröffentlicht, besonders in den ersten Dekaden der Athenischen Mitteilungen, auch Münzschatze, die ihm zur Kenntnis kamen, verzeichnet usw. Was zur Publikation nicht geeignet war, wanderte in seine umfangreichen Zettelkästen, aus denen er gern und bereitwillig Anfragern Auskunft erteilte: als klassisches Beispiel erzähle ich hier einen Fall von 1918: ich fand im Konstantinopeler Museum eine größere Masse (218) athenischer Münzen neueren Stils, die, zusammen verpackt, schon nach der Oxydation den Eindruck eines Schatzes machten, von denen aber aktenmäßig nur feststand, daß sie 1898 von Saloniki aus eingeschickt waren. Ich befragte ihn darüber, er suchte in seinem archäologischen Tagebuche aus der Zeit seines Aufenthaltes dort und brachte nach einigem Suchen seine Notizen über eben diesen von ihm beim Wali von Saloniki gesehenen athenischen Fund mit Angabe der Münzreihen, die er enthielt und des Fundortes (Zaroba bei Lankada, nordöstlich von Saloniki)! — An der neugegründeten Universität Konstantinopel zum Professor ernannt, mußte er dann im Dezember 1918 auf Geheiß des Feindbundes die Türkei verlassen; er nahm zunächst in Schaffhausen in der Schweiz, dann in Innsbruck Wohnung, siedelte aber 1920 nach Berlin über, wo er mit der Abhaltung von Vorlesungen an dem orientalischen Seminar beauftragt wurde;

er las hauptsächlich über islamische Realien. Er galt mit Recht als hervorragendster Kenner der türkischen Sprache und Literatur, des Landes und Volkes und der Geschichte und Kultur der Türkei; aber auch dem alten, dem byzantinischen und dem neuen Griechenland galt seine Arbeit und sein Interesse. Ganz zuletzt hat er, auf eine alte Vorliebe zurückgreifend, sich wieder den Sabäern (Himjaren) zugewendet und mit Professor Mittwoch einen ersten Band neugefundener sabäischer Inschriften herausgegeben. So ist er mitten aus reichem Schaffen heraus uns entrissen worden, ein vornehmer Charakter, ein teilnehmender Freund und ein echter Mann der Wissenschaft!

Berlin-Charlottenburg.

Kurt Regling.

Arthur Löbbecke †.

Am 17. April 1932 starb in seiner Vaterstadt Braunschweig Arthur Löbbecke, einer der erfolgreichsten Münzsammler deutscher Zunge. Aus einer alten westfälischen Familie stammend, deren Stammbaum er gern zeigte, wurde er am 25. Oktober 1850 zu Braunschweig geboren; er widmete sich dem Bankgewerbe und war Teilhaber des von seinen Vorfahren begründeten angesehenen Bankhauses Gebrüder Löbbecke in Braunschweig. Von Münzen hat er hintereinander oder auch gleichzeitig gesammelt Brakteaten, römische Bronzen, moderne Kupfermünzen (hier kaufte er 1882 die zweite Sammlung Dr. Freudenthal und vermehrte sie stark; sie ist seit 1927 aus der Hand des letzten Besitzers mit einigen Lücken vom Staatlichen Münzkabinett in Berlin angekauft worden, vgl. v. Schrötter, Berichte 49, 1928 S. 111 ff.) und mit besonderem Eifer die Münzen der Griechen. Diese hat er am längsten und liebsten gesammelt, hier allein ist er auch literarisch hervorgetreten durch Mitteilungen von Inedita seiner Sammlung (in unserer Zeitschrift Band 7, 10, 12, 15, 17, 21) und Fundbeschreibungen (in Band 14, von Chios, 17, der berühmte erste Goldfund von Avola, 26, Fund achäischer Bundesmünzen). Schon 1879 zählte diese Griechensammlung 6150 Stück, bis 1904 war sie auf 28000 Münzen angewachsen und die größte Sammlung antiker Münzen in Privatbesitz. Damals entschloß er sich wegen

der Größe des Objekts, sie bei Lebzeiten zu verkaufen, und nach zweijährigen Verhandlungen kam sie 1906 an uns — der größte und schönste Gesamterwerb, den das Berliner Kabinett je gemacht, das dadurch für Griechenmünzen an die Spitze trat, die wir wenigstens zahlenmäßig vorläufig noch immer behaupten. Sein Sammeleifer wandte sich dann nach einer kurzen Zwischenzeit, während deren er nur die allerneuesten Münzen einschließlich der orientalischen sammelte, den RenaissancemedailLEN zu, dem einzigen Objekt, das an Schönheit mit den Griechenmünzen in Wettbewerb treten konnte, und er brachte auch hier eine, von Dr. Hirsch im Kat. XXIII 1908 versteigerte Sammlung zustande, die des Hervorragenden wahrlich genug bot. Er hat dann noch ein zweites Mal die Renaissance-medaille gesammelt und diesmal bei Riechmann, 32. Kat. 5. Februar 1925, versteigert und sich zum Schlusse wieder seiner alten Vorliebe, den antiken Münzen zugewandt, auch diese Sammlung aber noch bei Lebzeiten (bei Heß Nachf. 6. Jan. 1926) veräußern lassen, zusammen mit dem Reste seiner numismatischen Bücher — der Hauptteil der Bücher war schon 1906 in Hirschs Kat. XV versteigert worden.

Was ihn als Sammler vor allem auszeichnete, war ein fast sicheres Gefühl für Echtheit (wir haben nur wenig mehr als 100 Münzen aus seinen 28000 Stück als falsch ausscheiden müssen), dann eine ganz ungewöhnliche Energie, die vor großen Objekten nicht zurückschreckte (so hat er von ganzen Griechensammlungen die von Güterbock, Stölting, Schmidt, eine Kappadokiensammlung von Alischan, eine Athensammlung von Heldreich usw. geschlossen erworben und auf den großen Auktionen oft die höchsten Summen für schöne Einzelstücke gezahlt), aber auch die Einzelerwerbung kleiner und kleinster, oft nur wissenschaftlich bedeutender Stücke nicht verschmähte. So war er der heute fast verschwundene Typus des großen deutschen Sammlers der Vorkriegszeit, dem es nicht auf den Gewinn ankam, den er etwa beim Verkauf eines Stückes oder seiner Sammlung einst erzielen würde, und der stets in erster Reihe auf die wissenschaftliche Bedeutung der Stücke sah und diese auch selbst oft literarisch zu bergen die Mühe nicht scheute.

Berlin-Charlottenburg.

Kurt Regling.